

(Nachdruck verboten.)

221

Der Schuldige?

Roman von Hector Malot.

In Wirklichkeit sah der Notar so fürchtbar schlecht aus, daß jemand, der ihn nicht kannte, ihn für einen Greis gehalten hätte, so mager und eingefallen war seine Gestalt, so gehöhlt waren seine Wangen, so verzerrt seine Züge.

„Dann täuscht mein Gesicht,“ sagte der Notar, „denn ich kann es nicht aushalten vor Schmerz in den Gelenken, in den Hüften und namentlich im Kopfe. Und dabei ein Schwindel!“

Turlure wandte sich gegen Frau Courteheuse:

„Diese Cephalalgie ist eines der sichersten Kennzeichen der von Dr. Ganjvel konstatierten Grippe; wir brauchen uns also nicht darüber zu beunruhigen.“

„Ach was, Ganjvel,“ unterbrach ihn Courteheuse, „das ist der Doktor „Um so besser“, der findet alles ausgezeichnet und naturgemäß; es scheint, wenn man ihm zuhört, als dürfe mirs gar nicht anders sein, als mirs ist, nur damit er Recht behält. Doch reden wir nicht mehr davon. Mit was kann ich Ihnen dienen, mein lieber Herr Turlure?“

Courteheuse blühte seine Frau an, aber diese hatte sich dicht vors Fenster gesetzt, um ihren Mann und den Apotheker im vollen Lichte zu beobachten, und schien nicht zu begreifen, daß man ihr zumuten könne, das Feld zu räumen.

Das Geschäft, wegen dessen Turlure gekommen, war so wichtig, daß er sich seinerwegen für ermächtigt erachtete konnte, sogar einen Kranken zu belästigen. Es handelte sich nämlich um nichts Geringeres, als um die Versorgung von Paris mit neuen, ergiebigen Wasserquellen.

Diese Quellen, bei Moulincourt entspringend, speisen ein Bächlein, daß sich nach kurzem Lauf über die Wiesen der Bacherie in die Seine ergießt. Man konnte die Quellen an ihrem Ursprungsorte auffangen und durch ein Pumpwerk auf die Seinehügel heben und von dort den Strom entlang nach der Hauptstadt leiten. Das Unternehmen erheischte wohl beträchtliche Bauten, aber dafür war keine Mühle, keine Wasserkraft abzulösen. Wer dieses Geschäft mache, der müsse viel Geld daran verdienen.

„Und womit kann ich Ihnen bei der Sache beihilflich sein?“ fragte der Notar, der wiederholt während der weit-schweifigen Auseinandersetzungen Turlures Zeichen der Ungeduld und des Schmerzes gegeben hatte.

„Zunächst damit, daß Sie den Gesellschaftsvertrag für uns entwerfen und dann, indem Sie, unter Vorbehalt der zu vereinbarenden Bedingungen, den Ankauf der Quellen und einiger anstoßenden Grundstücke vermitteln.“

„Sie bilden also eine Aktien-Gesellschaft für den Zweck?“

„Ja, die Sache ist ganz reell, sorgfältig studiert, und wenn Sie sich beteiligen wollen, so können Sie eines bedeutenden Gewinnes sicher sein.“

„Bei meinem Zustande soll ich an dergleichen denken!“

„Aber Ihr Zustand wird sich rasch bessern.“

„Wie können wir das wissen?“ antwortete Courteheuse mit trostlosem Lächeln.

„Bei Ihren Jahren und als Sohn gesunder Eltern — wenigstens nehme ich das an...“

„Beide sind in der That nie krank gewesen...“

„Sowie bei der trefflichen Pflege, die Ihnen zu theil wird“ (hier verbeugte sich Turlure achtsam vor Madame Courteheuse), „müssen Sie unbedingt bald wieder genesen.“

„Ich habe es auch geglaubt, aber jetzt kann ich es nicht mehr glauben.“

„Nach den Rezepten des Doktor Ganjvel zu urteilen, die durch meine Hände gehen, behandelt er Sie aber doch nur gegen Grippe!“

„Habe ich aber auch wirklich nur Grippe?“

„Wie können Sie zweifeln? Bei einer so klassischen Krankheit ist ein Irrtum Ganjvels in der Diagnose völlig ausgeschlossen.“

Bei diesen Worten bemerkte Frau Courteheuse, die bis dahin geschwiegen hatte:

„Ich wollte noch einen Arzt rufen lassen...“

„Ach!“

„Allein der Widerstand meines Mannes war nicht zu überwinden.“

„Ich will keinen haben!“ rief der Notar, „einer ist gerade genug im Hause, und wenn Sie etwa dazu gekommen sind, mir einen vorzuschlagen, so geben Sie sich keine weitere Mühe, Herr Turlure.“

„Aber ich versichere Sie, daß ich gar nicht daran denke; Doktor Ganjvel ist dem Falle vollkommen gewachsen, davon bin ich fest überzeugt.“

„Haben Sie mit ihm über meine Krankheit gesprochen?“

„Nein, ich habe ihn in letzter Zeit gar nicht gesehen; zudem bleibe ich stets in der Zurückhaltung, die meiner Stellung zukommt. Der Apotheker ist nicht der Kollege des Arztes, und Ganjvel zumal läßt sich nichts dreireden. Nein, ich weiß von Ihrer Krankheit nur, was mir Ihr kleiner Schreiber und Ihr Dienstmädchen erzählen, wenn sie nach der Apotheke kommen und ich mich nach Ihrem Befinden erkundige, wie es sich gehört.“

Auf diese Weise erfuhr ich auch, daß Sie in den letzten Tagen häufig Nasenbluten hatten. Haben Sie in ein Taschentuch oder in eine Waschküßel geblutet?“

„In beides.“

„Könnte ich wohl eines der Taschentücher sehen?“ fragte Turlure, indem er sich höflich an Frau Courteheuse wandte.

„Ich werde Ihnen sogleich eins davon holen.“

„Besten Dank.“

Sie kam schon nach einem Augenblick mit den Worten zurück:

„Soeben hat das Dienstmädchen die Tücher zum Waschen eingeweicht, und da ist natürlich das Blut schon abgegangen; wenn Sie aber ein solches Tuch untersuchen wollen, so kann ich Ihnen ja eines schicken, sobald mein Mann wieder frisches Nasenbluten hat.“

„In der That möchte ich es gern untersuchen, denn wir Chemiker beurtheilen die Dinge anders als die Aerzte. Haben Sie denn Appetit?“

„Gar keinen.“

„Und wie ist Ihre Verdauung?“

„Aeußerst schmerzhaft.“

„Sie sollten etwas Baumessige Tropfen nehmen; die wirken sehr wohlthätig auf den Magen und die Verdauung.“

„Meinen Sie?“

„Ich werde Ihnen ein Fläschchen schicken; fangen Sie mit zehn Tropfen an und nehmen Sie täglich einen mehr. Das wird Ihnen sicher gut thun. Aber bitte, sagen Sie Herrn Doktor Ganjvel nichts davon; er nähme mir sicher übel, daß ich als bloßer Apotheker mich erdreiste, über seinen Kopf hinweg zu mediziniieren.“

Turlure erhob sich und sagte mit einer Verbeugung zu Frau Courteheuse:

„Ich darf also auf das Taschentuch rechnen, nicht wahr, gnädige Frau?“

„Sobald ich eins habe, schicke ich es Ihnen.“

Dann reichte er Courteheuse die Hand mit den Worten:

„Werden Sie mir recht bald wieder gesund, mein lieber Notar, damit Sie sich unserer geschäftlichen Angelegenheit von Moulincourt widmen können; inzwischen bitte ich Sie um berufsmäßige Verschwiegenheit.“

„Selbstverständlich.“

Am anderen Morgen brachte Léon ein in Papier gewickeltes, mit Blut beslecktes Taschentuch, aber Herr Turlure nahm es nicht an, ohne den kleinen Schreiber ein Verhör bestehen zu lassen:

„Wer hat Dir dieses Taschentuch übergeben?“

„Madame Courteheuse.“

„Bist Du im Zimmer des Herrn gewesen?“

„Nein, heute Morgen nicht; die gnädige Frau hat mich gerufen und mir gesagt, ich soll Ihnen dieses Packet sofort bringen.“

„Weißt Du, ob der Herr mehrere Male Nasenbluten gehabt hat?“

„Das weiß ich nicht.“

„Hat Dir das Dienstmädchen nichts gesagt?“

„Nein; aber es kann doch sein.“

„Woraus schließt Du das?“

„Weil ich noch zwei andere besleckte Taschentücher in einem Zuber Wasser gesehen habe.“

„Hat man sie gestern oder erst heute Morgen hineingethan?“

„Das kann ich Ihnen nicht sagen.“

„Du wirst das Dienstmädchen fragen und es mir sagen, wenn Du wieder Medizin holst, nicht wahr?“

„Ja, mein Herr.“

Trotz dieses Ja's nahm sich Léon vor, kein Wort von alledem zu sagen: diese Fragereien ärgerten ihn und er fand den Apotheker mit diesen Verhörern, die niemals ein Ende nehmen wollten, langweilig; als er in das Bureau zurückkam, teilte er seinen Entschluß Fauchon mit, der ihn billigte, ja sogar vorschlug, einen Zug aus der Sache zu machen; aber La Vanpatière widersetzte sich:

„Mischen wir uns nicht in diese Geschichten ein; der Herr ist so krank, daß wir mit seiner Krankheit nicht noch Spaß treiben dürfen.“

„Nicht über den Herrn, sondern über Herrn Turlure wollten wir uns lustig machen.“

„Nun, Sie können machen, was Sie wollen; Sie sind groß genug, um sich selbst zu leiten; aber Léon verbiete ich, sich um Ihre Späße zu bekümmern.“

Fauchon, der weder eigenmächtig noch empfindlich war, sagte:

„Gut, lassen wir also den Herrn Bürgermeister; aber er hätte wohl verdient, daß man sich über ihn ein wenig lustig macht.“

„Vielleicht nicht so sehr, versetzte Boulnois.“

„Was soll das heißen?“

„Was Sie wollen.“

„Sie wissen, Herr Boulnois, Sie sind zu tief denkend für mich; das geht über mein Alter hinaus,“ sagte Fauchon mit spöttischer Demut.

Zwei Tage darauf benachrichtigte Celanie am Morgen ihre Herrin, daß der Barbier gekommen sei, Herrn Courteheuse das Haar zu schneiden.

„Du hast ihn holen lassen?“ frug sie ihren Mann.

„Ganz und gar nicht.“

„Ich werde sehen, was das bedeutet.“

Seit Herr Courteheuse das Zimmer hütete, hatte er sich weder rasieren noch das Haar schneiden lassen; diesen Besuch des Friseurs konnten sie sich nicht erklären.

„Wer hat Sie heute morgen kommen heißen?“ frug sie.

„Mein Gott, gnädige Frau, ich habe gedacht: . . .“

stammelte der Barbier bestürzt über die barsch hervorgebrachte Frage.

„Sie haben ganz und gar nichts gedacht; man hat Sie aufgefordert, zu sehen, wie es Courteheuse gehe, und da sind Sie gekommen.“

„Aber gnädige Frau, ich versichere Sie . . .“

Sie zögerte zwei bis drei Sekunden:

„Nun, Sie können ihn sehen: wenn er sich das Haar schneiden lassen will, so werden Sie es schneiden; das einzige, was ich verlange, ist, sich nicht merken zu lassen, daß Sie ihn verändert finden.“

„Keine Gefahr, Madame!“

„Da ist Herr Fidor,“ sagte sie eintretend, „der die Idee hatte, Dir das Haar zu schneiden.“

„Und Sie zu rasieren,“ setzte Fidor, sich verbeugend fort, „das ist für Kranke gut.“

„Wenn Du nicht zu müde bist, könntest Du es versuchen.“

„Im Grunde, warum auch nicht?“ sagte Courteheuse,

mit Mühe sein Sopha verlassend und sich gegenüber dem Fenster zu setzen; „sangen Sie beim Haar an, wenn es mich nicht zu sehr ermüdet, fahren Sie beim Bart fort; schneiden Sie es kurz.“

Sobald der Barbier angefangen hatte, verließ sie das Zimmer, um sich in das ihrige zu begeben, dessen Thür offen stand und von dem aus sie alles beobachtete und hören konnte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Heimfahrt.

Eine Schauspielergeschichte von Karl v. Heugel.

„Na, seid Ihr alle da?“ rief Direktor Schenk, und überflog mit prüfenden Blicken den Leiterwagen, der sein Schauspiel-Ensemble nach Dorum zurückbringen sollte.

Auf und zwischen den Brettern des Wagens rückte, stieß und drängte sich das Künstlerböllchen. Jeder suchte einen möglichst bequemen Sitz zu erhaschen.

„Ob Ihr alle da seid, frag ich, in des Teufels Namen?“ schrie der Direktor zum zweitenmal mit dem Ton eines Karl Moor.

Nun antwortete ein buntes Stimmengewirr: „Ja wohl! Gewiß! Losfahren!“

„Nein, Herr Robert ist noch nicht da!“

„Unfinn, ich sitze schon seit einer Viertelstunde in dieser miserablen Ecke, wo ich die Beine nicht ausstrecken kann“, opponierte der fälschlich Vermühte aus der Tiefe des Wagens.

„Kommt man ruff, Direktor, 's fehlt keiner“, sagte Herr Ziegler, der Charakterspieler und Zettelträger, indem er eine einladende Handbewegung gegen den Bühnenvorstand machte, der sich noch unten bei dem Pferde befand.

Nun stieg der Direktor auf ein Wagenrad und schwang sich ebenfalls auf eines der übergelegten Bretter, dicht hinter dem Kutscher, wo er an der Seite einer Dame Platz nahm, die er an ihrem starken Leibumfang als seine Gattin recognoscierte.

Es war nämlich ziemlich dunkel, da der Mond sich trotz der vorgerückten Nachtstunde noch immer konsequent hinter einer schwarzen Wolkenschicht verbarg.

„Gaste die Kasse, Mutter?“ flüsterete der Direktor und tastete nach dem Schoß seiner Ehehälfte.

Die Untersuchung mußte ihn wohl befriedigen, obgleich er keine Antwort erhielt, denn er gab unverzüglich den Befehl zur Abfahrt.

„Los!“

Der Theatrisarren setzte sich in Bewegung.

Man hatte gut drei Stunden zu fahren, ehe man Dorum, das gebildete Dorf, in welchem der Direktor zur Zeit sein künstlerisches Hauptquartier aufgeschlagen, erreichen konnte.

In Dorum selbst wurde aber nur dreimal die Woche gespielt. An den übrigen Tagen machte man Abstecker in die Umgegend.

Das „Theater“ war leicht abzubrechen, die sogenannten Coullissen und Dekorationen fanden auf dem größten Leiterwagen des Dorfes Platz, ebenso die Künstler selbst. Eine Bahnverbindung gab es natürlich auf ein paar Stunden in der Runde nicht. Das „Aufschlagen“ der Bühne besorgte der Direktor, der hierbei die Geschicklichkeit eines Zimmermanns entfaltete, unterstützt von Herrn Ziegler, dem Charakterspieler und Zettelträger.

Sentel hatte man vor den Pfahlbauern von Lammstedt Eudemams „Heimat“ aufgeführt. Die Bevölkerung war ernst veranlagt und liebte keine Posen und Schwänke.

Die Schauspieler selber waren von dem Stück, das neueinstudiert worden, noch ganz begeistert und unterhielten sich während der Heimfahrt lebhaft über die Erfolge, die sie erzielt zu haben glaubten.

Schauspieler können unter sich überhaupt von nichts weiter als vom Theater sprechen. Es ist, als ob kein anderes Gesprächsthema für sie existierte.

„Ja, ja, es geht an die Nieren,“ sagte Herr Robert, der Väterspieler.

„Halten Sie doch Ihre Beine ruhig!“ erwiderte die Anstandsdame auf die geistreiche Bemerkung des Väterpielers.

„Na, Paulsen, Sie haben heute Abend wieder schön geschwommen,“ ließ sich jetzt der Direktor vernehmen, und wandte sich von seinem Brett nach der Anstandsdame um, die an der Seite des biden Väterpielers, vorn, in der Tiefe des Wagens, auf dem Stroh lauerte.

Unter „Schwimmen“ versteht man im Theaterjargon, wenn ein Schauspieler seine Rolle schlecht memoriert hat und hauptsächlich „auf dem Souffleur“ spielt.

„Das ist nicht wahr, Direktor! Ziegler, als Schwarze, hat nie ein richtiges Stichwort gebracht, und das hat mir konfus gemacht!“

„Mich!“ rief Oberstleutnant Schwarze, alias Herr Ziegler, vom letzten Brett des Wagens herüber.

„Rec, mir!“

„Na, doch gut, also meinetwegen Ihnen!“

Die ganze Gesellschaft brach in Gelächter aus.

„Die Paulsen wird ihr Lebtage nicht richtig Deutsch lernen,“ murrte die Direktorin, deren Haupt bereits schlafmüde an der Brust ihres Gatten lag.

„Ja, es ist ein Skandal, daß man solches Frauenzimmer Kollegin nennen muß,“ flüsterete der jugendliche Liebhaber und Bonvivant der Darstellerin der „Magda“ zu.

„Lassen Sie meine Hände los,“ antwortete diese leise. „Mein Oller beobachtet uns.“

In der That hatte Herr Ziegler, im gewöhnlichen Leben der Gatte der „Magda“, den Kopf halb nach dem Pärchen gewendet, das in den hinteren Tiefgründen des Wagens Platz gefunden.

Aber die Dunkelheit war so groß, daß der würdige Zettelträger und Charakterspieler nichts von der zärtlichen Vertraulichkeit wahrnehmen konnte, die der junge Kollege sich gegenüber seiner, Zieglers Gattin, herausnahm.

„Die Direktorin sollte sich man an ihre eigene Nase fassen,“ bemerkte Fräulein Paulsen gekränkt, aber in so unterdrücktem Ton, daß nur ihr Nachbar, der Väterspieler, es hören konnte.

„Lassen Sie nur gut sein, Paulsen,“ tröstete Herr Robert. „Mir haben Sie als „Tante Fränzchen“ außerordentlich gefallen.“

Dabei gab er ihr, seine langen Beine zusammenziehend, von einem plötzlichen Aus des Wagens unterstützt, mit den Armen einen bekräftigenden Puff, welche Bewegung von Fräulein Paulsen die-

mal nicht weiter unangenehm empfunden zu werden schien, denn sie rügte dieselbe nicht.

„Kinder, ich setze mich auch runter, ich kann es auf dem infamen Brett nicht aushalten!“ ertönte jetzt die Stimme der Frauen, und den Worten gleich die That folgen lassend, glitt sie behende auf das Stroh nieder.

„Magda“ und der „Regierungsrat v. Keller“, das heißt die Frau des Charakterspielers und der Bonvivant, rückten dicht zueinander zusammen.

Paula Blumenbergs bisheriger Gefährte auf dem zweiten Brett blieb mit enttäuschem Gesicht allein auf demselben zurück.

„Und ich sage Ihnen, der Olle hat den Hefterding ganz falsch aufgefaßt,“ antwortete Biegler in diesem Augenblick auf eine gegenwärtige Aeußerung des Klavierspielers.

Direktor Schenk hatte gute Ohren. Die Bemerkung seines Duzfreundes war ihm, trotzdem sie nur mit halblauter Stimme gemacht worden, nicht entgangen.

„Galt's Maul, Biegler!“ rief er wütend nach dem hinteren Brett des Wagens hinüber. „Meine Auffassung ist nach der des Residenz-Theaters in Hannover gebildet und geht Dich 'nen Dred an!“

Der Charakterspieler wollte eine heftige Antwort geben, aber eine Hand aus der Tiefe kniffte ihn in die Seite, und die Stimme seiner Gattin raunte ihm zu: „Sei doch still, sonst giebt er morgen keinen Vorschuß.“

Dies Argument entwaffnete sofort den Zorn des trefflichen Oberstleutnants, und er begnügte sich damit, bloß etwas Unverständliches vor sich hin zu brummen.

Allmählich wurde die Unterhaltung einfüßiger. Man fing an schläfrig zu werden. Der Leiterwagen schaukelte träge durch den Staub der Chaussee dahin.

Der Herbst schiedte sich bereits an, dem Sommer die Herrschaft streitig zu machen. In der Sonnenhitze des Tages spürte man freilich noch wenig davon, aber die Nächte wurden kühler. Die Damen erschauerten leicht und hüllten sich dicht in ihre Lächer und Mäntel.

„Frieren Sie?“ fragte Paula Blumenberg den jungen Anführer, der ohne Ueberrock, einsam auf seinem Brett, hinter der Direktion saß.

Er schüttelte stumm den Kopf.

(Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

fg. Die Entwicklung des märktischen Salzhandels. Die älteste Zeit kannte ausschließlich das Seesalz, das die Mark von der Nord- und Ostseeküste herbeizog. Als man zu Ende des 14. Jahrhunderts (1386) auch die Heringe einzusalzen begann, und der Konsum infolge dessen wuchs, mußten sich die Märker nach billigerem Material umsehen. Es bot sich solches in dem Boy-Salz, das von der portugiesischen Küste auf dem Seewege nach den norddeutschen Häfen und von da in das Innere kam. Der ganze Salzhandel war ursprünglich landesherrliches Regal. Die Fürsten verpachteten ihn gegen schwere Abgaben an die Städte, die ihrerseits wieder „Salzmeister“ anstellten. Im 15. Jahrhundert benutzte die Mark neben dem halleschen Seesalz auch das in den Lüneburgischen „Salzpfannen“ gewonnene Produkt. 1441 durfte überhaupt kein anderes als Lüneburger Salz durch die Mark transportiert werden. Im 16. Jahrhundert findet man schon verschiedene einträgliche Salzwerke auch in der Mark, deren bedeutendste zwischen Treuenbrieken und Beelitz lagen. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts wurde von hier aus nicht nur die ganze Mark mit Salz versorgt, es ging auch solches nach dem Auslande; und ein Befehl von 1560 sagt, daß jedermann sein Salz „um Turm bei Beelitz umh zünftliche piltige Bezahlung holen solle“. Der Verkauf fremden Salzes war verboten. Nach 1583 gingen die Beelitzer Salzwerke ein, und man mußte wieder zum Lüneburger Salz zurückkehren. In der „Salzordnung“ von 1583 wird der Preis der Salztonne genau festgesetzt. Beim Verkauf auf der „Niederlage“ mußten zuerst die „Einheimischen“ bedient werden. Das Regal lag noch immer in den Händen des Fürsten und jeder Handel als mit den von ihm privilegierten Salzen wurde streng bestraft. Die Lasten, die das Regal mit sich brachte, legte man einfach den Unterthanen auf, die die Unkosten durch Steuern zusammenbringen mußten. Der „Prälaten-, Herren- und Mitterstand“ konnte sich Salz aus der Niederlage holen, ohne die übliche Abgabe entrichten zu müssen. Erst im Mai 1634 wurde der Salzhandel völlig frei gegeben. —

kg. Unfreiwilliger Humor in englischen Zeitungen. Daß auch die englischen Zeitungen reichliche Beiträge zu dem viel behandelten Kapitel des unfreiwilligen Zeitungshumors liefern, zeigt die Thatfache, daß selbst die „Times“ gelegentlich eine Weisener liefern. In einer Würdigung eines irischen Richters schloß der Schreiber der Zeilen mit folgendem ergreifenden Ausruf: „Ein großer Ire ist dahin gegangen. Gebe Gott, daß viele der großen Männer, die ihr Vaterland verständig lieben, ihm folgen mögen!“ Vor kurzem erst stellte ein Bericht des „Spectator“ fest, daß „Sir William Harcourt's Harpunen das Feuer verjagt hätten.“ Im Feuilleton eines weniger berühmten Blattes war zu lesen: „Die Gräfin wollte gerade antworten, als eine Thür

geöffnet wurde und ihr den Mund verschloß.“ Einem Reporter passierte es, daß er einen Mord folgendermaßen schilderte: „Offenbar brauchte der Mörder Geld. Aber Mr. Driscoll hatte glücklicherweise am Tage vorher sein Geld in eine Bank gebracht und so verlor er nichts als sein Leben.“ — Die indischen Redacteurs stehen jedoch Konfurrenzlos da, was echten Humor betrifft. So entschuldigte sich ein Redacteur, der sein Blatt fast zur Hälfte unbedruckt ließ, in folgender Ankündigung: „Dies ist nur der Anfang unserer Zeitung. Wir wußten nicht, wieviel Material erforderlich zum Ausfüllen des Papiers wäre, und da wir glaubten, daß wir genug hätten, haben wir uns nicht bemüht, mehr zu bekommen. Wir geben indessen das Versprechen, es künftig besser zu machen.“ Ein anderer, dem es ähnlich mit dem Druck seines Blattes ging, schrieb seelenruhig: „Eine große Menge von hervorragendem interessantem Stoff mußte fortgelassen werden aus Mangel an Stoff.“ Und ein Dritter zeigte an, daß sein Blatt eine unbestimmte Zeit lang nicht erscheinen würde. „Mit Einwilligung unserer Leser möchten wir uns erlauben, die jährlichen Ferien anzukreten. Sicherlich wird uns niemand diese Erholung mißgönnen.“ —

Theater.

—r. Das Thalia-Theater ist den Thomas los, aber die Thomas-Posse ist ihm geblieben. Als Ersatz für den altbekanntesten Komiker, den voriges Jahr die Hofbühne nicht befriedigen konnte, und der jetzt an einem Vorstadttheater mimit, hat die Direktion Gajemann von den Herren K. Cuthery und W. v. Hoxar eine Gesangsposse anfertigen lassen. „Berlin bleibt Berlin“ heißt sie. Es ist ein durch Mangel an Erfindungsgabe traditionell geheiligter Brauch, daß die Berliner Gesangspossen nur die ewig eine Handlung haben: der Provinziale stürzt sich in den Weltstadttrudel, macht Dummheiten über Dummheiten; und die Bombe platzt, sobald die teure Gattin dem Abenteuer auf die Fersen gekommen ist. So geschah es dereinst in Salingrés „Reise durch Berlin“ und so geschieht es heute noch. Den Erfolg der unzähligen Possen dieser Art hat nicht ihr eigentlicher Gehalt entschieden, sondern das Weiwert, die Kompletts, Kalauer und Ausstattungstricks. Die Verfasser haben sich diesmal nach Kräften bemüht, der alten Balze neue Weisen zu entlocken. Der Erfolg war nicht mit ihnen. Selbst der in eigener Person erscheinende Klub der Harnlosen, der sich beim Herannahen der Polizei in einen Apenklub verwandelt, ist schon längst von einem Theaterunternehmer dritten Ranges ausgebeutet worden. Was dem Stück zu einer leidlichen Aufnahme verhalf, war das übermüthige Spiel, in dem sich Worlichsch und Junkermann, sowie die Damen Behling und Krafft besonders hervorthaten. —

Kunst.

—n. Museumsbesuch. Die Bevölkerung der Stadt Dresden mit ihren Vororten betrug im Jahre 1898 nicht viel weniger als eine halbe Million, fast eine dritte Million hat im verfloßenen Jahre vorübergehenden Aufenthalt in der sächsischen Hauptstadt genommen. Ein nicht unerheblicher Bruchteil dieser nicht Ortsansässigen hat Dresden wegen seiner weltberühmten Kunstschatze zum Reiseziel genommen. Verächtlichigt man dies, so erscheinen die im eben publizierten statistischen Jahresbericht der Stadt Dresden für 1898 mitgetheilten Ziffern über den Besuch der Sehenswürdigkeiten sehr niedrig. So wurde die Gemäldegalerie von 304 122, das Kupferstich-Kabinett von 70 056, die Skulpturensammlung von 55 402, das grüne Gewölbe von 42 200, das historische Museum von 17 082, die Porzellansammlung von 10 543, das zoologische und anthropologisch-ethnographische Museum von 67 123 und die übrigen Sehenswürdigkeiten von 14 887 Personen besucht. Nicht einmal auf je einen im Jahre 1898 in Dresden Anwesenden kommt somit auch nur ein Besuch einer dieser Anstalten.

Wie viele Tausende Bildungsbürftige gehen aber alltäglich an den Gebäuden vorüber, die diese Wissens- und Kunstschatze bergen, ohne je Gelegenheit zu finden, zu genießen, was menschliches Genie vollbracht! —

Kulturgeschichtliches.

c. Aus der Vergangenheit der preussischen Volksschule. Im „Deutschen Schulmuseum“ zu Berlin befindet sich, wie der „Vär“ in Erinnerung bringt, ein „Schul-Catalogus“ der Schule zu Schmarffendorf (im Kreise Königsberg in der Neumark) aus den Jahren 1774—1775 und 1780—1781. In diesem Catalogus heißt es: „Im Sommer kommen die Kinder gar nicht wegen der Feldarbeit und Dienste der Eltern, da sie dann denen Eltern dienen müssen. Küster ist zwar bereit Schule zu halten, aber die Kinder kommen nicht.“ Ein ähnliches Bild von dem Zustande der preussischen Volksschule im vorigen Jahrhundert liefern die Läßbener Patronatsakten. Darin heißt es, daß 1755 ein „Schneiderpursch“ als Lehrer angestellt wurde, der knapp schreiben konnte. In Puschow nahm man dazu einen Militärinvaliden, der nebenbei noch das Vieh zu hüten und Nachtwächterdienste zu leisten hatte. Früh von fünf bis acht Uhr unterrichtete er, dann hütete er bis abends das Vieh und nachts waltete er seines Wächteramts. Es wird berichtet, geschlafen habe er im — Unterricht. —

Völkerrunde.

— Ueber die Tänze der Pueblo-Indianer sprach Karl von den Steinen in der letzten Sitzung der Berliner Anthro-

hologischen Gesellschaft. Dem Vortragenden, der im Mai v. J. diesen Volkstanz besucht hat, ist es gelungen, von zwei Tänzern, dem Ana Katsina und dem Hehea Katsina, photographische Aufnahmen zu machen. Es handelt sich, wie wir einem Bericht der „Tägl. Rundschau“ entnehmen, um Maskentänze, die teilweise mystische Bedeutung haben, indem die Tänzenden höhere Wesen darstellen sollen, die zwischen den Menschen und den Göttern vermitteln und um Regen bitten. Die Tänze sind ungemein malerisch und die Masken mit Schminke in allen Farben reich verziert. Wesentlich bei den Tänzen sind die Clowns. Der Ausspruch Peshels, daß der Indianer niemals lache, trifft nicht zu. Der nordamerikanische Indianer kann sich vollkommen humoristisch bewegen, wie der Beste im rheinischen Karneval, oder wie ein Clown in der Minstrolle unserer Cirkusse. Der Indianerclown erscheint bei diesen Tänzen nicht maskiert, wohl aber reichlich mit Farben beschnitten, wie unsere Clowns auch. Die Unterhaltung, die sie bieten, besteht in groben, rüpelhaften Späßen, die immer in eine Prügelei ausarten. Einen ganz gewaltigen Jubel erregte ein Waldmensch, ein Wesen halb Tier, halb Mensch, das von nichts in der Welt eine Ahnung hat, und dem die Clowns beibringen, wie man isst, wie man raucht und wie man mit einem Messer umgeht. Bei seiner ungeschickten Versuche, das Messer zu gebrauchen, verlegt er sich dann schließlich arg an einem sehr empfindlichen Körperteil; Ströme von Blut schießen hervor und der Waldmensch liegt wie tot da, bis ihn eine gehörige Tracht Prügel wieder lebendig macht und er davonläuft. Eine ganz ungewöhnliche Erscheinung in diesen Tänzen war ein photographierender Clown. Diese Indianer haben schon häufig Gelegenheit gehabt, Reisende mit Photographie-Apparaten hantieren zu sehen. Einem solchen hatte jedenfalls ein Indianerclown das Gebahren abgesehen und spielte nun selbst den Photographen. Er hatte einen zerlumpteuropäischen Anzug an, dabei eine Maske vor dem Gesicht und das Haar mit einem Tuche bedeckt, so daß von einem Indianer nichts zu sehen war. Ein kleines Kistchen, das er sich umgehängt hatte, sollte das Futteral für den Apparat bedeuten; in der Hand hatte er ein Stativ, darauf eine alte vieredrige Konfervenbüchse mit einem dicken Knipser daran als Kamera befestigt und darüber einen Lumpen als Duntelschuh. So ausgerüstet photographierte er nach allen Seiten, steckte den Kopf unter seinen Duntelschuh und stellte seinen Konfervenbüchsenapparat ein; hinterher verzeichnete er in einem kleinen Taschenbuch Bemerkungen, die ihm die anderen Clowns mitteilten. Schließlich richtete er seinen Apparat auch auf Steinen und dieser den feinen auf den indianischen Kunstgenossen, und so wurde dieser sonderbare Indianer-Clown auf die Plätze gebannt. Auch diese Scene endete mit einer gewaltigen Prügelei, aus der der indianische Forschungsreisende völlig ausgeplündert hervorging. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Die biologische Abteilung des Gesundheitsamtes beabsichtigt in den Fällen, wo ausführbare Maßregeln von erprobtem Erfolge zur Bekämpfung gemeingefährlicher Pflanzenfeinde empfohlen werden können, von der Verteilung gemeinverständlicher, von den Sachgelehrten der Abteilung verfaßter Flugblätter an die Land- und Forstwirtschaft treibende Bevölkerung Gebrauch zu machen. So behandelt das erste, jetzt zur Verteilung kommende, von dem Leiter der biologischen Abteilung, Professor Dr. Frank, verfaßte Flugblatt die gerade gegenwärtig brennende Frage der Schorfkrankheit des Kernobstes. Es lautet: Die sogenannten Rost- oder Schorfflecke auf den Äpfeln und Birnen, bei deren starkem Auftreten die Frucht unansehnlich wird und klein bleibt und der Baum im Ertrage nachläßt, sind eine allbekannte Erscheinung. Sie werden durch Schmarogerpilze verursacht und sind unter dem Namen Fusicladium dendriticum (für Äpfelbäume) und Fusicladium pirinum (für Birnbäume) schon lange bekannt. Neuerdings haben sich aber diese Pilze auf den Obstbäumen wie in anderen Ländern, so auch in Deutschland, von Jahr zu Jahr stärker entwickelt und sich zu Obstfeinden ersten Ranges emporgearbeitet, so daß es im Interesse des heimischen Obstbaues liegt, dem weiteren Anwachsen der Skalantität allgemein entgegen zu treten. In vielen Obstkulturen ist erst in den letzten Jahren, besonders im Jahre 1898, die daselbst früher nicht gekannte Pilzernte der Äpfel eingetreten. Die Äpfelbäume, die in dieser Weise hochgradig von dem Pilz befallen sind, zeigen im Sommer ihre Blätter von rauchbraunen Flecken bedeckt, unter deren Einfluß die Blätter leiden und meist vorzeitig abfallen. Diese Blattkrankheit beeinträchtigt die Fruchtbildung, die Bäume sehen weniger und klein bleibende Früchte an, die nun noch direkt beschädigt werden, weil auch auf ihnen der Pilz in den bekannten schwärzlichen runden Schorfflecken in ungewöhnlich großer Menge ansiedelt, wodurch die Früchte sehr unansehnlich werden, oft verkrüppeln, vielfach auch vor der Reife abfallen, sodas solches Obst unverkäuflich wird. Die Krankheit hat sich bis jetzt mehr oder weniger heftig in folgenden Teilen Deutschlands gezeigt: Schlesien, Posen, Brandenburg, Pommern, Mecklenburg, Hamburg, Hannover, Oldenburg, Provinz Sachsen, Thüringen, Großherzogtum Hessen, Franken, Württemberg, Hohenzollern, Baden, Elsaß-Lothringen, desgleichen auch in außerdeutschen Ländern. Zum Glück ist der Kampf gegen diese Schädlinge nicht schwer. Wir besitzen im Bespritzen der Bäume mit Vordelaifer Brähe ein Mittel, welches schon vielfach

seine vorzügliche Wirkung bewährt hat. (Die damit im vergangenen Jahre in Blauenfelde bei Berlin von Dr. Krüger angestellten Versuche sind sehr günstig ausgefallen.) Dies Bespritzen mit Vordelaifer Brähe ist auch für die Monilia-Krankheit der Kirschbäume sehr zu empfehlen. Nur ist die Zeit der Bespritzen wegen der verschiedenen Entwicklung der Pilze ungleich. Während gegen Monilia die wichtigste Bespritzen die zur Zeit der Blütenknospe ist, handelt es sich beim Fusicladium darum, den Pilz durch Bespritzen des jungen Laubes am Befall des letzteren zu hindern. Es kommt sehr darauf an, daß die Bespritzen zur richtigen Zeit gemacht wird. Der Grund des manchmal unbefriedigenden Erfolges liegt sicher oft darin, daß zu spät gespritzt wird. Die Vordelaifer Brähe muß richtig zubereitet sein; schlechteste Brähe kann äugend wirken. —

Technisches.

— Cellulose als elektrischer Isolierstoff. Die sogenannte Luftisolation in elektrischen Leitungsfäden besteht in einer Umwicklung der einzelnen Drähte mit ungeleimtem Papier und nachfolgender sehr sorgfältiger Austrocknung. Nach allgemeiner Ansicht wirkt hier nicht das Papier oder die Cellulose, sondern die in ihr enthaltene trockene Luft als wesentlicher Isolator. Es sind indessen neuerdings in Oestreich und Ungarn Versuche über Leitungen gemacht worden, die mit Cellulose umkleidet waren, welche man mit einem wasserfesten Stoff getränkt hatte, und sie haben nach dem „Elektrot. Revue“-Anzeiger“ vorzügliche Ergebnisse geliefert. Es ist allerdings auch hier zu bemerken, daß eigentlich nicht die Cellulose, sondern das Tränkungsmedium als Isolator aufzufassen ist. Die elektrischen Leitungen mit Cellulose-Isolation werden in der Weise hergestellt, daß man den blanken Eigenleiter abwechselnd mit zwei Baumwoll- und zwei Celluloselagen umgibt und mit gut isolierender Masse nach einem eigenartigen Verfahren vollständig imprägniert. Nach dem Messprotokoll über vergleichende Messungen des ungarischen Erwerbensamtes in Budapest ergibt sich, daß der Isolationswiderstand des unter dem Namen „Cellulose-Leitungsdraht“ eingesandten Drahtes sowohl in trockenem als auch in feuchtem Zustande vielmal größer ist als der Isolationswiderstand des mit Paragummi hergestellten Vergleichsdrähtes. Besonders in feuchtem Zustande konnte ein überaus hoher Isolationswiderstand des „Cellulosedrahtes“ in Bezug auf den des Vergleichsdrähtes konstatirt werden, und derselbe vermindert sich verhältnismäßig so langsam, daß er nach 24stündigem Wasserbade noch immer circa zehnmal größer war als der Isolationswiderstand des Vergleichsdrähtes nach einem Wasserbade von acht Minuten. Die „Techn. Rundschau“ glaubt aber, zur Vorsicht mahnen zu müssen, da ein praktisches, dem Paragummi überlegenes Isoliermittel vorläufig nicht bekannt geworden ist. —

Humoristisches.

— Verschnappt. Herr (im Konzertsaal): „Wann tritt denn der fünfjährige Klaviervirtuose auf?“
Diener: „In der nächsten Nummer . . . er wird eben rasirt!“ —
— Professors Mittagstisch. Sie: „Nun, Männchen, die Suppe schmeckt schön?“
Er: „Kind, schön ist ein Begriff aus der Aesthetik . . .“
Sie: „Na, sie schmeckt doch gut?“
Er: „Gut ist ein Begriff — aus der Ethik —“
Sie: „Na, dann schmeckt sie hundsunmiserabel, Du Begriffsjäger!“ —
— Variante. „Mein Sohn will Taucher werden.“
„Also liegt seine Zukunft unter dem Wasser.“
(„Weggend. hum. Bl.“)

Bücher-Einlauf.

— Neue Sieder der besten neueren Dichter für's Volk. Zusammenge stellt von Dr. Ludw. Jacobowski. Buchschmid von Herrn. Hirzel. 100 S. M. Niemann in Berlin. 10 Pf. —
— Adolf Schaffheitlin, Gedichte. Zweite verbesserte Auflage. 208 S. Berlin, S. Rosenbaum. 3 M. —
— Adolf Schaffheitlin, Saturnische Phantasien. Gedichte. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 156 S. 2 M. —
— Roman Schach, Armut. Schauspiel in drei Aufzügen. 82 S. Leipzig, Otto Weber. 1.50 M. —
— Henrik Ibsens dramatische Werke. Herausgegeben und überseht von Wilhelm Lange. Band II. Rosmersholm. 122 S. Berlin, Hugo Bermühler. Vollausgabe. 30 Pf. —
— Helene Böhlau, Halbtier. Roman. 360 S. Berlin, F. Fontane u. Co. —
— Graf Leo Tolstois „Auferstehung“. Leipzig, Wilhelm Friedrich. Lieferung I. 40 Pf. —